
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 230. Bromberg, den 7. Oktober 1931.

Herkules am Scheidewege.

Sport-Roman von Rolf Jasper.

(18. Fortsetzung.

Mogi war wieder ins Zimmer getreten.

Sie hatte ein weitärmeliges Kleid mit großen bunten Blumen angezogen.

„Gott sei Dank, jetzt machen Sie nicht mehr solch ein finsteres Gesicht“, rief sie und deckte mit schnellen sicheren Händen den kleinen runden Tisch. „Aber ich habe es gewußt! Das macht mein blaues Zimmer. Da gibt's nicht lange Regen!“

Sie lief wieder hinaus, um den Tee zu holen.

Robert bewunderte das Service — es war entzückendes altchinesisches Porzellan. —

Wie sie eingoß, wußte er: diese kleine Frau hatte Kultur! — Mit zwei, drei echten Gefäßen und ein paar ruhigen, abgerundeten Bewegungen ihrer feingliedrigen Arme zauberte sie in die blaue Kulisse dieser Zweizimmerwohnung jene wunderbare Stimmung, wie sie östlichen Teestunden eigen ist.

Die Gedanken wurden zum Gespräch, flossen unbeschwert und ließen keinen häßlichen, faden Bodensatz zurück. — —

Als Robert ging, wußte er viel von ihr und Eppos neuem Leben.

Er küßte ihr die Hand. „Sie müssen mir oft über Eppo berichten. Ich möchte wieder Anteil an seinem Leben haben — wenn auch einstweilen nur aus der Ferne. Darf ich Sie bald wieder besuchen?

Sie sah ihn dankbar an.

„Wenn Sie hier auf dem Diwan sitzen und mir bei der Arbeit Gesellschaft leisten wollen, dürfen Sie jeden Tag kommen!“ —

Mogi bemalte an diesem Tage nur noch zwei Meter.

Sie sprach viel mit Petruschka. Aber es war nicht wie sonst — Petruschka verstand sie nicht! — Sie brauchte einen Menschen!

Sie wartete mit Ungeduld auf Eppo — die Stunden schlichen. — Als er kam, wärmte sie ihm sein Essen.

Mogi schützte Kopfschmerzen vor und ging in ihr Zimmer. Sie entkleidete sich und legte sich ins Bett.

Im Einschlafen weinte sie. — — —

So war es gekommen, daß die Brüder Wyngarten abwechselnd in dem Haus in der Beymestraße einkehrten.

Der eine vormittags — der andere abends.

Denn Robert erschien fast regelmäßig zur täglichen Berichterstattung. Mogi mußte ihm nicht nur von Eppos Leben erzählen. Angeregt durch seine geschickten Bemerkungen und Zwischenfragen, gab sie mehr und mehr von ihrem eigenen Ich preis.

So rundete sich ihm allmählich das Bild eines Lebens, das angefüllt war von Mütterlichkeit, die gern verzichtete, das mit einer Tapferkeit getragen wurde, die Selbstverständlichkeit war. Und diese Selbstverständlichkeit, mit der Mogi als Vierzehnjährige nach dem plötzlichen Tod ihrer Eltern ihren kleinen Tuschpinsel nicht mehr zum Spielen, sondern zum Gelderwerb benutzte, diese Selbstverständlichkeit, mit der sie für sich und den Bruder den Kampf gegen das Leben aufnahm, dessen Häßlichkeiten an ihr abglitten, diese Selbstverständlichkeit klang auch aus ihren Worten, wenn sie von sich und ihrem Schicksal sprach.

Jedes Leben, dachte Robert, ist so schwer, wie man daran trägt. — Diese flinken braunen Augen erspähten an den Dingen die winzig kleine Stelle, die gut war. Und an dieser Stelle packten sie das Leben und trugen es — und es war leicht.

Robert hätte viel um ein paar solcher guten braunen Augen gegeben!

Die kleine Mogi schien glücklich — nein, sie war glücklich!

War der Gedanke nicht falsch und verlogen, bei dem er sich immer wieder ertappte? Der Gedanke: sie soll es bald besser haben! — Konnte er ihr irgend etwas geben, das besser war als das Leben, das sie sich selbst gemacht hatte? Konnte er überhaupt hier der Gebende sein? Diese Frage beschämte ihn und hinderte ihn immer wieder, von dem zu sprechen, was ihm heißer, dringender Wunsch geworden war, seit er wußte, daß Mogi nicht aus Liebe, sondern aus kameradschaftlicher Sorge Eppo bei sich aufgenommen hatte. — —

Einmal erzählte Mogi ihm auch von Eppos sportlichen Fortschritten.

Ein großer Tag rückte heran.

Eppo war von seinem kleinen Boxklub häufig bei Vereinswettkämpfen herausgestellt worden, und auch hier hatte sich seine einzigartige Begabung durchgesetzt. Er schlug alle seine Gegner überlegen und hatte sich schnell einen guten Namen gemacht. Eppo war als Vertreter der Mittelgewichtsklasse in die deutsche Mannschaft eingereiht worden, die demnächst im Sportpalast gegen ein irisches Team antreten sollte.

Robert hatte schon in den Zeitungen davon gelesen und zitterte bei dem Gedanken, daß der Junge in den Ring gehen sollte, ohne daß der große Bruder in seiner Ecke war. Aber von dieser Angst durfte er hier nichts merken lassen. — Fast gleichgültig fragte er: „Trainiert er ordentlich, der Junge?“

Mogi zog die Stirn in Falten. „Ich fürchte, nicht genug. Er hat soviel anderes im Kopf!“ — Sie sah vorsichtig unter gesenkten Lidern Robert an, der die Maske der Gleichgültigkeit verloren hatte.

Sie mußte über seine Bestürzung lachen. „O, Robert, wissen Sie noch immer nicht, was wichtig ist in diesem Leben? So wichtig, daß wir die Fassung verlieren müssen? Er wird schon gewinnen, der Eppo — aber auch wenn er nicht gewinnt, bin ich zufrieden mit ihm. Zufriedener als mit Ihnen! Eppo scheint große Dinge im Kopf zu haben. Kennen Sie einen gewissen Johannson?“

„Ja, ein früherer Freund von Eppo. — Architekt wollte er, glaube ich, werden.“

„Stimmt. Mit diesem Johannson sitzt er lange Stunden zusammen. Stunden, die er seiner freien Zeit abknapst. Ich weiß nicht, was sie da ausbrüten. Er spricht mit mir nicht darüber, und ich dringe auch nicht in ihn — räume nur morgens die Bogen fort, die mit unverständ-

lichen Zahlen bekritzelt sind. Aber in seinen Augen ist ein gutes, helles Leuchten, wenn er über der Arbeit sitzt. Ich glaube, es geht um etwas, das mehr ist als ein Sieg im Sportpalast."

„Er wird sich überarbeiten", sagte Robert besorgt. „Er ist jung und braucht seinen Schlaf."

Mogi schüttelte den Kopf. „Es ist gut, wenn seine Tage ausgefüllt sind. Ganz ausgefüllt. Er kommt dann nicht auf dumme Gedanken. — Ja, Robert, ich bin eine große Sorge los, seit er seine Pläne im Kopf hat. Eppo ist seitdem wie verwandelt. Ich bin nur noch in zweiter Linie für ihn da — und das ist gut so. Der gute Junge war auf dem besten Wege, sich in mich zu verlieben."

„Und —?" fragte Robert schnell. „Wäre Ihnen das so unangenehm gewesen?"

„Es wäre mir sehr peinlich gewesen und hätte wahrscheinlich alles zerstört."

„Das verstehe ich eigentlich nicht. Wäre es Ihnen denn so unmöglich —"

„Es wäre mir unmöglich", sagte sie leise zu der großen Tulpe, die sie gerade malte, „denn ich liebe einen andern —"

Robert wurde blaß. Sein Kopf stand still, aber er hatte das Gefühl, als schüttele er ihn wild.

Ich bin ein großer Esel, dachte er. Natürlich gibt es auch noch andere Männer außer den beiden Brüdern Wyngarten! — —

XXI.

An diesem Abend kam Eppo ganz verstört nach Hause.

Er aß kaum, sprach nicht und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Mogi wollte ihn ablenken. Sie las einen Brief vor, der aus Peking gekommen war. Einen Brief, der voll war von lustigen Betrachtungen und reizenden chinesischen Karikaturen. Ein übermütiger Martin hatte ihn geschrieben.

Aber Eppo hörte nicht zu.

Plötzlich legte sie den Brief fort und sah Eppo an. „Was ist —?"

Eppos Kopf fuhr herum. „Ich sehe Gespenster, Mogi. Ich möchte schwören, daß ich heute Leila gesehen habe. Im Privatkontor vom alten Walrond. Ausgerechnet! — So etwas träumt man natürlich nur, aber ich war wach, Mogi, so wach wie jetzt. — Natürlich hatte ich es sehr eilig — natürlich war sie nachher nicht mehr da, als ich noch einmal hineinsah — natürlich war sie es gar nicht! — Aber diese Ähnlichkeit, diese Stimme! — Mogi — kannst du verstehen, daß einen das — also ich bin wie ein Irrer auf die Maschine gesprungen und „mit verhängten Zügeln" losgerast. Als ob ich sie in Neukölln oder Pankow finden könnte!"

„Wirklich, wie ein Irrer", sagte Mogi sanft, „anstatt irgend jemand zu fragen, wer die Dame war, die deinen Chef besucht hat."

Eppo sah sie erschütternd dumm an. — Dann mußten sie beide lachen — Erlösung für Mogi, die ja von Robert längst wußte, in welcher Beziehung die angebliche Leila zu dem Privatkontor Walronds stand.

Mogi stopfte ein Salatblatt tief in Petruschkas weit geöffneten rosaroten Rachen. „Wer weiß — vielleicht war sie es wirklich? Vielleicht geht es ihr sehr schlecht, und sie wollte sich bei euch als Mannequin vorstellen?"

„Und wie kommt sie ausgerechnet nach Berlin?"

„Nun, sie liebte dich doch. Weißt du, welche Entfernungen Frauen zurücklegen können, wenn sie lieben?"

„Mogi, nicht spotten! Bitte, tu's nicht! Mir ist heut nicht danach."

„Also ernst, Eppo: wenn sie's wäre, was tätest du?"

„Heiraten tät ich sie!"

Mogi brach in ein schallendes Gelächter aus.

Eppo zog die Brauen zusammen: Wenn du eben nicht so häßlich gelacht hättest, würde ich sagen, du bist die einzige Frau, die mir nach Leila gefallen hat."

„Wie viele hast du denn schon kennengelernt seit Kairo?"

„Es ist nicht das, Mogi. Man braucht nicht alle anderen Frauen zu kennen, um zu wissen, daß man eine liebt. Kannst du dir vorstellen: ich habe Robert einmal gefragt, ob ich Leila liebe. Mogi — heut weiß ich es!"

Sie wurde ernst. „Ich will gewiß nicht darüber lachen. Eppolein, es ist sehr schön, wenn es zwischen Menschen so ist über Monate und Kilometer hinweg. Aber heiraten? — Nimm's mir nicht übel — mit zwanzig Jahren zu heiraten, können sich nur Millionäre oder Verrückte leisten. Du bist das eine genau so wenig wie das andere. Ich traue dir jedenfalls nicht zu, daß du deinen Weg einfach wieder verlassen würdest, nur weil es dir plötzlich nicht mehr paßt, Motorradfahrer zu sein."

Eppo schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich will ihn nicht verlassen, meinen Weg, ich will schön draufbleiben, mit beiden Beinen, Mogi, mit eigenen. Er gefällt mir sehr gut, dein Weg. — Aber hast du schon einmal etwas davon gehört, daß Wege plötzlich bergauf gehen? Von oben soll nämlich die Aussicht viel schöner sein!"

„Darf man da nicht einmal ein bissel mit hinuntergucken?" Sie sah ihn bittend an.

Über seinem Gesicht lag wieder der frohe Schein.

„Mogi, es ist noch nicht ganz reif. Aber wenn es wird — wenn es wird, werden hundert Menschen leben, die jetzt langsam sterben. Tausend Menschen, die jetzt elend sind, werden glücklich sein. Tausend glückliche Menschen sind nicht viel, Mogi. — Aber sie glücklich gemacht zu haben — das ist viel"!

„Das klingt schön, Eppo, sehr schön", sagte Mogi und schloß vor Freude die Augen.

Das war ihr Werk.

Ein Wagnis war geglückt. — Ein Mensch, von ihr aus seiner Bahn gerissen, von ihr mit eigenen Händen neu geformt, sagte das: „Ich will vorwärtskommen, indem ich tausend Menschen glücklich mache!

Gab es ein solches Maß der Erfüllung? —

Und wenn seine Pläne in den Wolken standen und niemals feste Formen annahmen — sie fühlte sich in dieser Stunde reichlich beschenkt. —

Mogi sah nach innen, und ihre lebendige Phantasie malte die Bilder nach, die Eppo entwarf.

Eine große Siedlung sollte entstehen. Er nannte sie die Ateliersiedlung. Die kleinen Ateliers, die sich in den Räumen der Walrond-AG. befanden, hatten ihn auf die Idee gebracht. Hier saßen etwa hundert Arbeiterinnen in hellen Räumen und nähten die Entwürfe der Konfektionäre und Direktricen. Es waren wenige Bevorzugte, die die Gnade des achtstündigen Arbeitstages bei angemessener Bezahlung erfuhren.

Den anderen allen, denen, die bei jämmerlichem, menschenunwürdigem Dasein für die Walrond-AG. arbeiteten, dieselbe Gnade zu verschaffen — das war das Problem!

Eppo war kein Phantast. Er wußte, daß man die Heimarbeiter nicht so hoch bezahlen konnte wie die Modellschneiderinnen. Er wußte, daß man Waldemar Walrond nicht mit einer Lohnerhöhung kommen durfte, daß er nicht einen Pfennig mehr bewilligen würde, weil er sonst seine Preise nicht halten konnte und aus dem Rennen geworfen würde. — Dem Geschäftsmann mußte man geschäftliche Vorteile bieten. Nur dann war er für Neues zu gewinnen, wenn es auch für ihn Fortschritt bedeutete.

Darauf gründete sich Eppos Plan.

Wenn es ihm gelang, alle die Schneider und Näherinnen, die Färber und Malerinnen in einem einzigen großen Siedlungskomplex arbeiten zu lassen, in dem sie gleichzeitig mit ihren Familien unter Bedingungen wohnen konnten, die ihre Gesundheit und damit ihre Arbeitskraft förderten, so war auch für Walrond viel gewonnen.

Die Armee der Heimarbeiter, die über die dunkelsten Teile Berlins verstreut, unendlich schwer erreichbar war, wurde zentralisiert. Mit jedem Truppenteil, mit jedem einzelnen Kämpfer dieser Armee konnte innerhalb von wenigen Augenblicken eine Verbindung hergestellt werden. Die Heimarbeiter arbeiteten sozusagen unter den Augen ihres Auftraggebers. Die Fabrikation wurde dadurch wesentlich beschleunigt, unzählige Fehler wurden vermieden. Und das waren die beiden verwundbarsten Stellen in jedem Konfektionsbetrieb. Tausende von billigen und teuren Kleidern kamen jährlich von den Abnehmern zurück, weil sie fehlerhaft oder zu spät geliefert worden waren. Dieser Ausfall würde auf einen winzigen Bruchteil beschränkt werden.

Das war der Gewinn der Ateliersiedlung.

Die Billigkeit der Arbeit blieb bestehen, denn die Bewohner der Siedlung blieben ja Heimarbeiter — nur daß sie in einem menschenwürdigen Heim arbeiteten!

Die Frauen konnten weiterhin nebenbei ihr Haus versorgen, ihre Kinder pflegen und ihren Männern das Essen kochen. Sie konnten also genau so billig arbeiten wie vorher.

Aber wie konnten sie arbeiten!

Bei verbesserten Lebensbedingungen würden sich auch ihre Leistungen steigern. — Jeder neue Wohnkomfort, soweit er wirklich nützlich und rentabel war, würde den Bewohnern zugänglich gemacht werden. Beaufsichtigte Spielplätze sollten den Müttern den größten Teil des Tages über die Sorge um die Kinder abnehmen. — Außerdem war — wie hätte das bei Eppo anders sein können! — ein großer Sportplatz geplant, auf dem Männer wie Frauen täglich mindestens eine Stunde verbringen sollten. — „Keine Wohnung ohne Sonne!“ war der Wahlspruch des jungen Architekten Johannson, der Eppo bei der Planung mit Entwürfen, Zahlen und Unterlagen zur Seite stand.

Es galt jetzt, das Luftschloß auf die Erde zu bannen. Genau die Summen zu errechnen, die zum Bau und zur Erhaltung notwendig waren. Es galt die Wege zu finden, auf denen diese Summen wieder herausgewirtschaftet werden konnten.

Es war noch manche Arbeit zu leisten, ehe man mit einer fertigen Sache vor Waldemar Walrond hintreten konnte. — — —.

(Fortsetzung folgt.)

Musik aus Wasser, Alkohol und Elektronen.

Wie sich die Bewegungen der Substanz in Töne umsetzen.

Von M. A. v. Lützgendorff-München.

Als vor einem halben Jahrhundert die Schweizer Geologen Ernst und Albert Heim die akustische Merkwürdigkeit entdeckten, daß alle Gewässer, das friedlich murmelnde Wiesenbächlein ebenso gut wie der reißende Gebirgsbach, der majestätisch rauschende Strom und der donnernde Wasserfall ganz gleich auf C-dur gestimmt sind, daß bei stärkerem Gefälle auch das E und das G mitklingen, wogegen bei ganz gewaltigen Wasserfällen das F vorherrscht, schüttelten viele Menschen ungläubig den Kopf. Und es schien ebenso wunderlich, daß ein Bach im C-dur-Dreiklang dahinfließen sollte, wie die Erklärung, welche die beiden Forscher dieser Erscheinung gaben.

Unzählbare, im Wasser enthaltene Luftbläschen, die von unten her aufsteigen, zerplatzten, sobald sie an die Oberfläche gelangen, und die „Wassertonarten“ wären also nichts anderes als die natürlichen Folgeerscheinungen einer ungeheuren Menge der winzigsten Explosionen.

Aber nicht nur in der Natur „singt“ das Wasser, sondern auch im Laboratorium des amerikanischen Forschers Dr. Donald H. Andrews, der vor kurzem die Entdeckung machte, daß man überhaupt alle chemischen Stoffe zum Singen und Klingen bringen kann. Schon vor mehreren Jahren hatte Sir Chandrasekhara V. Raman, der bekannte indische Gelehrte, als erster die Beobachtung gemacht, daß Lichtstrahlen, die man durch eine chemische Substanz hindurchleitet, die Farbe wechseln. Auf dieser Entdeckung bauten nun andere Forscher weiter, und schließlich gelang etwas fast Unvorstellbares: Man konnte auf einmal die Bewegungen und Schwingungen der Atome der Substanzen, durch die man das Licht durchgeführt hatte, genau beobachten, zählen und messen. Und als nun daraufhin Dr. Andrews der Versuch gelang, diese Atomschwingungen je nach ihrer Zahl in Töne umzuwandeln, zeigte sich, daß wirklich jede Substanz, die man auf diese Weise untersuchte, ihre eigene „Musik“ hat, richtige Akkorde, die man auf dem Klavier spielen kann und die auch keineswegs immer harmonisch klingen. Aber vorhanden sind sie auf alle Fälle.

Die Musik des Wassers stellt also in diesem Fall etwas ganz anderes vor als sein Plätschern und Rauschen in der freien Natur. Ihre Akkorde sollen geheimnisvoll und zugleich heiter klingen, aber wenn man sie spielt, wird man doch an das gleichmäßige Murmeln eines kleinen Wasserfalles erinnert. Am besten haben den Hörern dieser neuartigen Musik bisher die Akkorde des Alkohols gefallen. Sie setzen sich aus sieben Tönen zusammen und bilden, eine einzige Note ausgenommen, eine durchaus harmonische Klangverbindung. Ganz und gar mißtönend sind dagegen die Akkorde des Gasolins, die einer recht grotesken Jazzmusik gleichen, weil sich kein Ton zum anderen fügen will, während Holzalkohol wieder hart und scharf klingt. Ob es nun wirklich so weit kommen wird, daß eines Tages ein Komponist alle diese verschiedenen Themen als Leitmotive zu einer „chemischen Oper“ verwendet? Wer kann es wissen? Der wirkliche Wert der Musik der unbelebten Substanz liegt freilich auf einem anderen Gebiet. Denn mit Hilfe dieser Töne wird man sicher schon in absehbarer Zeit manche bisher unbekannte oder unerklärte Erscheinung in der Natur aufklären und wissenschaftliche Fragen lösen können, die unlösbar schienen.

Der menschliche Erfindergeist hat nun in neuester Zeit auch die Elektrizität in den Dienst der Musik gestellt. Und hierbei werden ebenfalls Schwingungen kleinster Teilchen in Töne umgewandelt, aber nun sind es keine Atome, sondern vielmehr die Elektronen, jene unfaßbar kleinen, in den Atomen enthaltenen Partikelchen, welche die Musik ausführen müssen. Von deren Winzigkeit gibt der treffende Vergleich eines Physikers die beste Vorstellung: Ein Elektron steht zu einer Bakterie im gleichen Größenverhältnis wie die Bakterie zur — Erdkugel! Vor zwei Jahren schon gelang dem amerikanischen Ingenieur Dr. H. Clyde das verblüffende Kunststück, die Geräusche hörbar zu machen, die von den in einer Eisenstange eingelagerten Atomen hervorgebracht werden, sobald die Stange magnetisiert wird. Natürlich waren diese Geräusche überhaupt nur zu hören, nachdem man sie mit Hilfe der Elektrizität rund zehnbillionen Mal verstärkt hatte. Aber dann hörte man sie denn auch wirklich, und der Lärm, den die sich gegeneinander drehenden Atome machten, soll genau so geklungen haben, als ob man eiserne Hanteln über ein Blechdach rollen lasse. Als man den Lärm verstärkte, den die kleinsten Teilchen eines durch einen Draht laufenden elektrischen Stromes vollführten, klang es wie Wasserrauschen, und beim Kochen eines Fadens in einer Vakuumröhre erzeugten die Atome einen Lärm wie heißes — Fett in einer Pfanne. Alle diese Geräusche kann man nicht als Musik bezeichnen. Wenn man jedoch die elektrischen Schwingungen und damit die Bewegungen der Elektronen in Töne umwandelt und diese durch Lautsprecher dem Hörer übermittelt, ergeben sich nicht nur musikalische Töne in jeder gewünschten Lautstärke, sondern auch Klangeffekte und Tonfolgen ganz neuer Art. Der Präsident der amerikanischen Radiogesellschaft, der diese Versuche leitete, bezeichnete sie daher als richtige Zukunftsmusik, ja als eine Musik, die heute vielleicht überhaupt kaum noch vorstellbar ist. Zunächst liegt ihre Eigenart einmal darin, daß sie den Tönen einen Spielraum gewährt, den keines der uns bekannten Instrumente auch nur annähernd erreicht. Gleichzeitig aber lassen sich, je nach der Kraft der elektrischen Wellen, durch sie alle möglichen Instrumentaltöne, sowohl vom Klavier als auch von Saiten- und Blasinstrumenten, aufs genaueste nachahmen. Die Elektronenmusik kommt in gewissem Sinne auf ähnliche Weise zustande wie die Musik, die durch die Atomschwingungen der chemischen Substanzen, also des Wassers und Alkohols, hörbar gemacht werden kann. Denn da wie dort lassen sich die Bewegungen der kleinsten Teile — der Atome und Elektronen — in Töne umwandeln.

Das jüngste Wunder menschlichen Entdeckergeistes, das der junge Engländer E. A. Humphris zustande brachte, nämlich das Hörbarmachen von Tönen nur durch genaue Aufzeichnung von gewissen, aber ganz willkürlich angeordneten Schallschwingungen, beruht ebenfalls auf der Kunst, Bewegungen in Töne umzusetzen. Was dabei herauskam, war freilich das Wunderbarste, was sich denken ließ, denn auf diesem Wege lassen sich ganz nach dem Belieben des Erfinders alle nur denkbaren Arten von Menschenstimmen erzeugen, ohne daß man Menschen dazu braucht. Die gerade gewünschten Tonschwingungen werden einfach aufgezeichnet, dann macht man von der Zeichnung eine Filmaufnahme, und sobald dieser Film nun als Tonfilm läuft, hört man auch schon die „gezeichneten“ Menschenstimmen.

Ob und inwiefern sich die Musik der Materie, wie ihre Entdecker hoffen und wünschen, als Zukunftsmusik durch-

setzen oder überhaupt verwenden lassen wird, läßt sich heute natürlich noch nicht sagen. Zu glauben ist es aber wohl kaum, denn die Musik, die der Menschengeist ersinnt, wird immer und ewig den Tönen spotten, die aus dem Laboratorium hervorgehen. Aber daß es tatsächlich gelang, Bewegungen von Teilchen, die so unvorstellbar winzig sind, in Töne umzuwandeln, ist unbedingt eine Leistung, auf welche die Wissenschaft unserer Tage stolz sein kann.

Ein Dorf, in dem man nicht stirbt.

Es ist beileibe kein Traum oder eine Phantasie. Nein, das Dorf existiert wirklich, genau so gut wie Berlin oder Paris existieren. Es heißt Salecchio und liegt in der Provinz Novarra, an der schweizerisch-italienischen Grenze, 1600 Meter über dem Meeresspiegel. Seit dem Jahre 1923 hat das zuständige Standesamt auch nicht einen einzigen Todesfall in Salecchio aufgezeichnet. Auch keine Geburt und keine Heirat hat es seit dieser Zeit gegeben. Das ist immerhin schon allerhand.

Die Bevölkerung von Salecchio, 450 Köpfe, besteht aus Hirten. Aus echten und urtümlichen Hirten, wie man sie in Europa nur noch, und das ist nicht sicher, in den Balkanstaaten finden kann. Auch die oberste Amtsperson des Dorfes, der Bürgermeister Antonio Pali, ist Ziegenhirt. Er bewohnt, wie seine Mitbürger und Genossen, eine Holzhütte, um die ihn mancher unserer luft- und sonnenhungrigen Wochenendlinge beneiden würde. Die Einrichtung ist einfach, aber praktisch: durch einen engen Vorraum, der als Holzspeicher dient, gelangt man in ein niedriges Zimmer, das alle Räume des Hauses, Bureau, Wohnzimmer, Küche und Schlafstube in sich vereinigt. Alles, was sich in diesem Raume befindet, Möbel und Gebrauchsgegenstände, ist blitzsauber und sogar der Boden ist blankgescheuert. Einige Utensilien weisen auf Antonio Palis amtliche Eigenschaft hin: eine an der niedrigen Decke hängende Mappe für die wichtigsten diplomatischen Schriftstücke, ein Behälter für Schreibzeug und der mit einem Bindfaden an der Wand befestigte Federhalter.

Der Bürgermeister von Salecchio zählt 78 Jahre. Ein festen Blickes und klaren Auges dreinschauender Weißkopf, der noch niemals in seinem Leben bei einem Friseur war. Sein bärtiges Gesicht ist von gesunder Farbe, sein Wuchs hoch, seine Haltung würdevoll in dem bäuerlichen Gewande, das aus Wolle eigener Fabrikation angefertigt ist. Er ist ein Typ: Patriarch, Hirt, Stammeshäuptling, wie man will, in einer Person. Er versichert und er tut dies freudigen Herzens, daß man in Salecchio von der Außenwelt vollkommen isoliert ist. Über sein Heimatdorf, in dem man nicht stirbt, weiß er dieses zu sagen:

„Wir erfreuen uns hier alle der besten Gesundheit und kennen keinen Arzt. Die Luft ist gut und das Wasser ist rein. Wir genießen nur bekömmliche Speisen. Alkohol kennen wir nicht. Auch das Laster des Rauchens ist uns fremd. Wir kleiden uns in Wolle, gehen früh schlafen und stehen mit der Sonne wieder auf. Bei dieser Lebensführung befinden wir uns wohl und munter. Etwas anderes, warum man hier nicht stirbt, vermag ich selber nicht zu sagen. Einen Pfarrer sollten wir freilich haben, aber der fehlt uns im Augenblick. Wir leben gewissermaßen in einer Brüderschaft, in der einer des anderen Arbeit nach Möglichkeit ergänzt. Jahrelang von der Welt abgeschlossen, haben wir uns daran gewöhnt, uns auf uns selbst zu stellen und die Begierden und Wünsche zu zügeln. Wir fühlen uns wohl in unseren bescheidenen Verhältnissen. Wir wollen es gar nicht anders haben. Streit und Zwietracht kennen wir nicht. Diebstahl gehört in den Bereich der Unmöglichkeiten. Die jungen Leute in Salecchio heiraten spät. Die Luft ist kalt und die Lust der Sinne wird in diesem Klima nicht leicht entzündet. Die Mädchen sind das Warten gewöhnt. Sie warten ohne Ungeduld. Dann heiraten sie und werden gute Ehefrauen. Es gibt hier viele Leute, die weit über neunzig Jahre alt sind. Warum wir solange leben, darüber hat sich noch keiner den Kopf zerbrochen. Wir sind der Ansicht, daß das Leben geht, wie es kam."

Das ist die Weisheit Antonio Palis, des 78jährigen Bürgermeisters von Salecchio, dem italienischen Dorfe, in dem man seit acht Jahren nicht stirbt.

Froschau.

Das Volkslied.

Am Boden das Blümlein Herzeleid,
Im Busch das Vöglein Niemalsmehr,
Ein Rosenstock zur Herbsteszeit,
Der Himmel weit und sternenleer.

In tiefen Abend ritt er hin
Und rief noch einen letzten Gruß,
In welke Blumen sank sie hin
Und fühlte weh den Abschiedskuß.

Auffliegt das Vöglein Niemalsmehr,
Der Blümlein Herzeleid verdirbt,
Lang ist die Nacht und ahnungsschwer.
Ein Ruf ertönt und schwebt und stirbt.

Otto Gillen.



Bunte Chronik



* **Künstliche Herstellung von Sauerstoffatomen.** Eine Herstellung von Sauerstoffatomen auf künstlichem Wege wurde kürzlich von den amerikanischen Physikern W. D. Harkins und A. E. Schuh durchgeführt, die nachweisen wollen, daß Stickstoffatome durch Aufnahme von Helium zu Sauerstoffatomen werden. Die dazu erforderlichen Versuche werden von den Genannten in der amerikanischen Zeitschrift „Physical Review" beschrieben und zeigen in schlagender Weise, wie mühselig ein derartiger Nachweis ist. Harkins und Schuh führten in einer sogenannten Wilsonschen Nebelkammer ein Bombardement von Stickstoff mittels Alpha-Strahlen, mithin positiv geladenen Heliumatomen, durch. Gleichzeitig nahmen sie nicht weniger als 39 000 Photogramme der Vorgänge in der Nebelkammer auf, deren jedes zwei rechtwinklig zueinander stehende Lichtbilder lieferte. Da sich im Durchschnitt auf jedem Photogramm die Bahnen von zehn Alpha-Teilchen fanden, hatten die Gelehrten insgesamt rund 390 000 derartige Bahnen auf den Bildern vor sich. Die Bahnen wurden genau geprüft, aber nur in zwei Fällen konnte eine Vereinigung eines Stickstoff- mit einem Heliumatom zum Sauerstoffatom nachgewiesen werden. Die Prüfung erfolgte in der Weise, daß die 39 000 Photogramme auf einen Schirm projiziert und dabei von zwei Personen gleichzeitig durchgesehen wurden, eine außerordentlich langwierige und anstrengende Arbeit.

*

* **Seltsame „ärztliche Rezepte."** Zeugnis von der Zähigkeit mittelalterlichen Aberglaubens geben Rezepte, die noch heute bei der Bevölkerung Oberitaliens trotz aller Aufklärungsversuche als Allheilmittel gegen Krankheiten gelten. Als Mittel gegen den Sonnenstich wird empfohlen: Der Patient setze sich in die Sonnenstrahlen und trage dabei ein gefülltes Wasserglas auf dem Kopfe. Wenn das Wasser kocht, ist die Krankheit verschwunden. Gegen Lungenentzündung: ein schwarzes Huhn lebendig vierteilen und die noch blutenden warmen Teile auf die schmerzende Stelle legen. Gegen Erkältungen hilft unfehlbar eine Kohlraupe, die in ein Säckchen genäht dem Kranken um den Hals gehängt wird, jedoch darf der Patient den Inhalt nicht kennen. Nach zwei bis drei Tagen stirbt die Raupe und der Kranke gesundet. Für andere schmerzhafte Krankheiten wird empfohlen, mit einem Geldstück gewisse Kreise um die schmerzende Stelle zu beschreiben, wobei bestimmte Gebete gesprochen werden müssen. Bei Fußverrenkungen aber stellt man den Fuß auf einen Schemel, schneidet aus dem Garten eine Erdscholle mit Sträuchern und setzt sie daneben. Wenn die Sträucher verwelken, ist der Fuß gesund.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.